

Die Mundart als Dichtersprache

Autor(en): **Thürer, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **41 (1946)**

Heft 1: **Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-173277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aus dem Schriftdeutschen zu übersetzen. Es hat aber auch in dieser Beziehung sehr gebessert.

Es ist nicht so, daß unserer Muttersprache die Wörter fehlen würden, um auch abstrakte Dinge auszudrücken. Aber da uns der größte Teil unseres Bildungsgutes schriftdeutsch vermittelt wurde, kennen wir für alles, was nicht die Inhaltsformen des Alltags betrifft, die richtigen Ausdrücke nicht mehr. Das öffentliche Reden muß gelernt sein, im Schweizerdeutschen genau wie in jeder anderen Sprache.

Einen großen Vorteil haben alle, die Dialekt reden: Sie unterliegen weniger der Gefahr, Phrasen zu machen.

Adolf Guggenbühl.

Die Mundart als Dichtersprache

Ein verschultes Geschlecht glaubte an den Wahn, daß alles Hohe im Leben der Hochsprache bedürfe. Die Mundart sei für die Niederung des Lebens eben recht. Für Gebet und Gedicht, für jedes gründliche Zeugnis und tiefe Bekenntnis falle sie außer Betracht. Seltsam, das sagten hierzulande Menschen, die doch einst als Brautleute ihre Liebe gewiß nicht schriftdeutsch gestanden hatten. Wäre es nicht ernüchternd und fremd gewesen, wenn der Ruedi und das Vreeneli beim Ringwechsel hochdeutsche Worte getauscht hätten? Seltsam, was im Leben echt klang, sollte in der Dichtung ein Unding sein. Da sollten auf einmal die Worte fehlen! Da sollte man ohne eine Anleihe beim Sprachschatz der Hochsprache nicht mehr auskommen!

Wir haben umgelernt. Unser Volk hat seine Heimat neu entdeckt. Der Sinn für das Echte, das sprachliche Eigengut ist wach geworden. Wie man aus dem guten Holz unserer Wälder wieder schönern Hausrat zimmert, so hat seit gut fünfzig Jahren eine Schar namhafter Dichter der Mundart die Ehre zurückgegeben, welche ihr gebührt. Es war ein Segen über ihrer Mühe. Während die Hochsprache schon voller Vorbilder war, deren Bann mancher Schriftsteller allzu leicht erlag, mußte der Mundartdichter erst in den Steinbruch gehen, um sich den Werkstoff zurechtzuhauen — die Mundart war nicht «poetisch vorbestraft». Mochte mancher Vers noch ungefügt herauskommen, so wußte sein Verfasser doch, wenn er ernsthaft zu Werke ging, fortan um die Urgründe der Sprache. Dabei offenbarte ihm das Schwyzertütsch drei Tugenden.

Wie der Kern unseres Volkes redlich und treu geblieben ist, so auch seine Mundart. Alles Überspannte, Verlogene und eitel Blendende ist ihr in der Seele zuwider. Sie sträubt sich gegen die Unnatur. Ein Dichter, der ihrem Gebot nach Echtheit nicht gehorchen will, wird es in der Mundart noch weniger zur Meisterschaft bringen können als im Hochdeutschen.

Die zweite Tugend unserer Mundart ist ihre Klangfülle. Davon wissen wir Vielleser und Schlechthörer zu wenig. Ich mußte mir von einer slowakischen Gräfin sagen lassen, wieviel Musik das Schwyzertütsch birgt. Sie hatte uns auf ihr Schloß

geladen und bat jeden Gast um einen Eintrag in ihr Stammbuch. Mein Freund und ich schrieben ein paar Zeilen in unserer Bergmundart. Als wir sie vorlasen, schrieb die Gastgeberin — Noten dazu, um sie später gut wiederlesen zu können. Hat nicht schon mancher von uns am Rundspruch über den Klangzauber der verschiedenen Mundarten gestaunt, die einem fast wie die Pfeifen einer großen Orgel im Schweizerhause vorkommen. Prof. Dieth von der Zürcher Hochschule hat in der Sammlung «So reededs dihei» Schallplatten bester Mundart herausgegeben, welche es jedem Freund unserer Muttersprache erlauben, bei sich daheim eine wundersame Schweizerreise durch die reiche Landschaft der bodenständigen Sprache anzutreten.

Dann wird ihn die Bildkraft, die dritte Tugend unserer Mundart entzücken. Blasse Gedanken kennt sie von Hause aus nicht. Erst als das Abwasser der Zeitungssprache und der Absud der Sudelköche und Umstandspeter auf den Kanzleien ihren klar und munter sprudelnden Quell trübten, verlor sie im Munde der Halbgebildeten die ursprüngliche Bilderfülle. Ein Beispiel für tausend! Wo ein Gelehrter sagen würde, das und das sei das vorausgesehene Schlußergebnis, sagte unlängst eine Davoserin: «I han albig gedächt, as es no so uusaperi», also beim Aperwerden (Schneesmelze) komme die Sache klar zutage. Oder hören wir ein Sprichwort, das die Unbeständigkeit der irdischen Güter festhält: «D Wält isch e eebige Heuet: die eine mached Schöchli, di andere verzettled si wider.» So dichtet das Volk in seiner Sprache.

Der schöpferische Künstler steht zu seiner Sprache in einem dreifachen Verhältnis: sie ist das Element, in dem er atmet, das Werkzeug, mit dem er arbeitet, und der Schatz, den er schaffend mehrt. Wohl weiß der Mundartdichter, daß die Gemeinde seiner Leser stets klein bleibt; dafür erfüllt er den Kreis seiner Heimat so innig, daß man Mann und Stand herzhaft in einem Atemzuge nennt: Meinrad Lienert aus dem Lande Schwyz, Josef Reinhart aus dem Solothurnerland und Traugott Meyer aus dem Baselbiet. Ihre Werke sind wohl die treuesten Spiegel ihrer Landschaften, der sie ja durch die Sprachform und in den allermeisten Fällen auch durch den Inhalt verbunden sind.

Es gibt keine dichterische Form, welche die Mundart ausschliesse. Die meisten schweizerdeutschen Bücher sind Spieltexte. Jede zweite Woche erscheint ein mundartliches Theaterstück, fast lauter Lustspiele, von denen zwar nur wenige den strengen Anforderungen gerecht werden, welche die von Otto von Greyerz begründete Berner Heimatschutzbühne oder das von Melchior Dürst geleitete Glarner Heimatschutztheater an Bühnenwerke stellen. Der Stadtberner Rudolf von Tavel und der Emmentaler Simon Gfeller haben Roman und Erzählung mit schönem Erfolg gepflegt. Die Verserzählung hat die Meisterschaft Johann Peter Hebels nie überboten. Reicher und reiner aber als zu seiner Zeit strömt der Quell der Lyrik. Sophie Haemmerli-Marti begann als junge Mutter mit Kinderliedern und beschloß ihr Lebenswerk mit weisen Spruchgedichten. Auch Ballade und Ode glückten Meistern, die sich nicht durch Vorurteile der Schriftgelehrten beirren ließen. Die kunstvolle Rede ist leider noch selten, weil die Herren Räte ihre Texte schriftdeutsch abfassen und sich vermessen, sie aus dem Handgelenk in tüchtige Mundart übersetzen zu können.

Selbstverständlich lernt auch ein angehender Dichter unsere Mundart kennen und handhaben, wenn er sich im Übersetzen schult. Es hat aber wenig Sinn, Dichtungen,

die uns in der hochdeutschen Erfassung wohlvertraut sind, auch schweizerdeutsch zu veröffentlichen. Schließlich empfehlen wir eine Kunstform, welche keiner un-erprobt lassen sollte. Es ist der mundartliche Brief an Eltern, Geschwister, Kinder und Freunde; besonders in die Fremde, wo das Vorlesen einer solchen Urkunde aus der Heimat oft zum stillen Feste wird. Erst wer so ein paar Schritte in der Richtung der Dichter zu gehen versucht, wird ihre Meisterschaft erkennen und die Werke gründlich genießen.

Georg Thüerer.

Neue Mundartdichtung

Wenn alle diejenigen, die unsere Mundartdichtung als eine Literatur mindern Grades betrachten, sich die Mühe nehmen würden, die Mundartbücher auch wirklich zu lesen, wäre das törichte Gerede von der bloßen Heimattümelei, satter Selbstzufriedenheit, Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung längst verstummt, denn dann müßten diese Kritiker billigerweise gestehen, daß ihr Urteil, wenn es überhaupt einmal zu Recht bestand, zum mindesten heute den Tatsachen nicht mehr gerecht wird. Wenn auch der Stoffkreis der Mundartdichtung im ganzen ein beschränkterer ist als derjenige der hochdeutschen Dichtung, und in dieser Welt — der Welt der Bauern, Handwerker und Kleingewerbetreibenden vornehmlich — subtile philosophische Fragen und Haarspaltereien keinen Platz finden, wird doch auch hier ernsthaft am Leben herumgerätselt, nach dem höhern Sinn des Daseins gefragt, aufrichtig und inbrünstig um Erkenntnis und Klarheit gerungen — meistens an entscheidenden Wendepunkten, nach herben Schicksalsschlägen oder im Angesicht des Todes. Der Unterschied gegenüber dem sogenannten Gebildeten besteht vielleicht nur darin: diese Menschen entfernen sich nie so weit von der «Wirklichkeit», dem tätigen Leben, daß dieses «Philosophieren» zum bloßen Spiel mit Worten, mit dem Geiste würde. Es handelt sich dabei also weniger um philosophische Dichtung als um dichterische Pädagogik. Der Mundartdichter setzt sich mit voller Absicht die Erziehung des Menschen zum brauchbaren Gliede der Gesellschaft zum Ziel.

Gewiß, die Fragen nach den Vieh-, Heu- und Obstpreisen, der rationellsten Art zu wirtschaften und das Land zu bebauen, spielen in diesen Büchern auch eine Rolle. Der Mundartdichter würde ja die Wirklichkeit verfälschen, wollte er diese Dinge übergehen oder in Abrede stellen; aber es ist nicht so, daß diese Menschen nur Sinn hätten für das, was einen «greifbaren Nutzen» abwirft. Übrigens hat auch rein stofflich die neuere Mundartdichtung diesen engen «kleinbürgerlichen» Rahmen zum Teil längst gesprengt und Probleme und geistig seelische Bezirke in den Kreis der Darstellung einbezogen, die ebensowohl der Gefühls- und Gedankenwelt des Intellektuellen wie «des Mannes aus dem Volke» zugehören. Vorab in der Lyrik und der Versdichtung überhaupt. Der Glarner *Georg Thüerer* hat sogar mit einem *Legendenspiel* «Ursus, stand uf!», aus der Zeit, da der heilige Fridolin an der obern Linth das Christentum verkündete, in die tiefsten Gründe der Seele hineingeleuchtet.